



Fèro • Michael Wachtler

»Gebt der Wildnis
das Wilde zurück!«

**Ein Mann der Berge
kämpft für die Natur**



KOSMOS



Fèro • Michael Wachtler

»Gebt der Wildnis
das Wilde zurück!«

Ein Mann der Berge
kämpft für die Natur



KOSMOS

Fèro • Michael Wachtler

»Gebt der Wildnis das Wilde zurück!«

Ein Mann der Berge
kämpft für die Natur

KOSMOS



Die Wege kreuzen sich

Begegnung mit dem Mann der Berge

Jahrzehntelang durchwanderte ich die Alpen – immer auf der Suche nach Neuem, Unbekanntem. Ich drang dabei tief ein in die Täler und Berge dieser europäischen Urlandschaft. Meine ausgedehnten Wanderungen führten mich durch einsame Wälder wie auf eiskalte Gletscher, sogar bis in die Höhlen und Grotten tief im Gestein, die niemals ein Licht sahen. Ich entdeckte dabei mehr neue Pflanzenarten und Fossilien als irgendein Mensch vor mir. Auch am bisher größten Goldfund in den Alpen war ich beteiligt. Doch eine „Entdeckung“ der ganz anderen Art sollte mein gesamtes Leben prägen.

Grund dafür war eine alte Freundin: Noris Cunaccia. Es zog sie nach einem Leben in der Hektik unserer modernen Städte in die Wildnis. Sie wurde Kräutersammlerin. Eines Tages nahm sie mich spontan zu einem Bekannten mit. Plötzlich stand ich einem bärtigen Waldmenschen gegenüber. Sie stellte uns kurz vor, und eh wir's uns versehen hatten, verabschiedete sie sich und ließ mich mit dem unbekanntem „Sonderling“ allein. Der Mann blickte mich sanftmütig und wortlos an. Seine Gestalt ähnelte in meinen Augen einer knorrigen Zirbe, während sich in seinem Antlitz die Maserung des Walnussbaumes abzeichnete. Eine Aura von Gutmütigkeit und Gefühl umschwebte ihn. Ich spürte sie so ausdrucksstark wie den

Wald und die Berge. Mir schien, als hätte er wie eine Insel im Ozean die Zeit überdauert, so dass ich Schwierigkeiten hatte, sein Alter einzuschätzen. Er mochte um die sechzig sein – vielleicht war er aber auch schon Millionen Jahre alt.

Ferruccio Valentini, so hieß „der Wilde“, wurde von allen einfach Fèro genannt. Er lebte in einer schlichten Bauernkate inmitten alter Tische, Stühle, Bücher, seinem Bett, umgeben vom würzigen und heimeligen Geruch getrockneter Wildkräuter – in Tuenno, einem kaum bekannten Dorf im norditalienischen Trentino. Das fast zerfallene Haus renovierte er im Lauf der Jahre sorgfältig und mit viel Liebe: außen wie innen. Aus den Kacheln ausgemusterter alter Öfen baute er sich seine eigenen Öfen. Ein aus einem großen Steinblock herausgefrästes einfaches Becken diente ihm zum Waschen. Sein ehrwürdiges Haus aus den Materialien der Natur vermittelte einen erstaunlich aufgeräumten Eindruck. Das Geschirr war frisch gewaschen, der antike Holzboden fein säuberlich geschrubbt, alles stand an seinem Platz. Auf Anhieb fühlte ich mich in der Gegenwart des uralten Kauzes wohl und empfand es als eine besondere Ehre, in seinem Allerheiligsten zu sein.

In seinen Holzregalen standen ordentlich aufgereiht viele Bücher, darunter zahlreiche Werke über Kräuter wie Mattiolis' *Dioskurides* aus dem 16. Jahrhundert. Erst dachte ich, sogar ein Original zu sehen. Doch nach einiger Zeit erkannte ich, dass es sich um ein Faksimilé handelte, gewissermaßen einen neuen alten Mattioli. Doch der Rest der Bücher war uralte, so schien es jedenfalls. Die Patina der Zeit lag auf ihnen. Ich wusste mir zunächst keinen Reim darauf zu machen, ob Fèro sie in Gebrauch hatte oder sie einzig als Schmuck dienten – doch fühlte ich, dass sie

mit seinem Wesen eine Einheit von Zeitlosigkeit und uralter Weisheit bildeten.

Er verwendete eigens gesammelte und getrocknete Kräuter wohl jeden Tag, wie ich aus einer bereiteten Mahlzeit ersehen konnte. Überall standen Gläser mit getrockneten Kräutern oder hingen Pflanzenbüschel von der Decke. Alles in diesem Haus war Natur oder hatte mit ihr zu tun.

Während ich mich in den Räumlichkeiten umsah, legte Fèro gemächlich Holzscheite in einen alten Herd und machte Feuer. Er tat das mit großer Muße und Hingabe und strahlte dabei eine zeitlose Ruhe aus. Wer weiß heute noch, sinnierte ich, dass die Hauswärme nicht in einer automatisch funktionierenden Zentralheizung steckt? Das ist den meisten Menschen wohl gar nicht mehr bewusst. Ich blickte aus dem Fenster. Vor seinem Haus hatte er sich auf wenig Fläche einen eigenen Garten angelegt, mit verschiedenen Kräutern und Gemüsepflanzen. Ich kann versichern, dass ich bis dahin noch nie einen solch geordneten und gleichzeitig naturverbundenen Garten gesehen hatte.

Die antike Wanduhr in seinem Wohnzimmer tickte auf eine merkwürdige Weise. So, als schiene sie sich wenig vertrauensvoll in die Zukunft zu bewegen. Hundert Jahre – wenn nicht mehr – dürfte sie schon in Gebrauch gewesen sein und hatte wahrscheinlich viel Sterben und Vergehen und doch auch Unsterbliches und Bleibendes erlebt. Sie war schon da, als hier im Weltkrieg die Menschen aufeinander schossen. Sie hatte mitangesehen, wie sich ringsherum die Landschaft mehr und mehr veränderte und mit ihr die Menschen. Wer in der Lage ist, eine alte Uhr zu beobachten, in sie hineinzuhorchen, so empfand ich es

unmittelbar, dem begegnen Bilder und Geschichten längst vergangener Tage.

Meine Gedanken schweiften zum Dorf ab. Tuenno zählt zu den ältesten Orten der Gegend. Zu Zeiten des römischen Weltreiches war es schon da. Selbst die Überbleibsel noch früherer rätischer Vorfahren hatte man entdeckt.

Mein Blick fiel wieder auf Fèro, der sich noch immer am Herd zu schaffen machte. Mir fielen sein – trotz des struppigen Bartes – gepflegtes Aussehen und die vollen Haare auf. Keines seiner Kleidungsstücke stach hervor, alles war den grünen und braunen Farben der Natur angepasst. Am Hemd fehlte kein einziger Knopf und Hose wie Jacke waren ordentlich gebügelt. Fèro musste meine neugierigen Blicke bemerkt haben – sie waren wohl auch kaum zu übersehen. Er lächelte mich an.

Von Noris wusste ich, dass es ihn nur ab und zu nach Tuenno zog. Die meiste Zeit des Jahres wohnte er abgeschieden in der Wildnis in einem kleinen Haus am Tovelsee.

„Wie lange lebst du schon in den Wäldern?“, fragte ich ihn.

„Viele Jahre“, antwortete er wortkarg. „Die freie Zeit meines Lebens.“

Er machte sich wieder am Herd zu schaffen. Das war wohl seine Art zu reden, dachte ich mir. Ich nahm einen zweiten Anlauf: „Erzähle mir von deinem Leben“, ermunterte ich ihn. „Wie wurdest du der, der du bist?“ Mit seinem wilden Bart und den struppig vollen Haaren schaute mich Fèro an. Aus seinen Augen funkelte eine wache, unbeugsame Seele. Wenn er auch bescheiden in seinen Gesten war, fiel mir umso mehr ein sprühender Kampfgeist auf, der in ihm lebte. Aus seiner Seele schien etwas hervor, das das Zeitlose in diesem Menschen spiegelte.

„Nicht der erzählt am besten, der am weitesten und meisten reiste, sondern jener, der es am tiefsten tat“, sagte er und blickte dabei in mein Inneres. Diese Geste war der Beginn einer bis heute andauernden Freundschaft.

Die Geschichte des Waldmenschen Fèro

War es ein Zufall, dass sich unsere Wege kreuzten, dass sich unsere Interessen und persönlichen Grenzerfahrungen so ähnelten? Wie kommt es, dass sich zwei Menschen begegnen, die so tief und innig mit der Landschaft der Dolomiten verknüpft sind? Bei unserer ersten Begegnung spürten wir beide, dass uns irgendetwas verband. So als ob wir uns bereits jahrelang kennen würden. Gerade, wenn wenig oder gar nicht gesprochen wurde, war dieses Gefühl umso stärker im Raum. So kam es ganz von selbst, dass wir immer mehr Zeit miteinander verbrachten.

Unsere gemeinsamen Wanderungen und Entdeckungstouren führten uns in bisher nicht gekannte Facetten eines Lebens in der Natur. Ich lernte vieles, was ich allein niemals hätte lernen und erfahren können. Vor allem lernte ich eine Biographie kennen, die außergewöhnlicher nicht hätte sein können: die Geschichte des Waldmenschen und Kräutermannes Fèro. Seine entbehrungsreiche Jugend in einer der rauesten Gegenden Europas, sein Leben als Senner und Hirte, sein Wissen über die Heilwirkungen der kräftigen Alpenpflanzen, seine Erlebnisse als Jäger und Kenner der Gämsen, seine Entdeckungen von bisher unbekanntem Fossilien und von „Schamanensteinen“ bis hin zu seinem Einsatz und Kampf

gegen die moderne Tourismusindustrie, die die unberührte Wildnis der Dolomiten mehr und mehr zerstört.

Es ist der Werdegang eines Menschen, der niemals besondere Schulen besuchte. Dem es nicht vergönnt war, seinen Horizont durch Seminare bei bekannten Lehrmeistern oder durch Studien an Universitäten zu erweitern. Doch vielleicht war es genau das, was ihn so wach und unbeugsam seinen eigenen Weg gehen ließ. Es war weniger Wissen als Weisheit, weniger rationaler Verstand als gefühlte Verbindung mit der Natur und mit den einfachen Menschen, was ihn prägte. Vielleicht sind es gerade die gewöhnlichsten Augen, die einfachsten Gedanken, die schlichtesten Handlungen, die die Fähigkeit des Staunens und Bewunderns in uns erst erwecken können und pflegen.

Fèros Schlichtheit im besten Sinne, sein Empfinden für die Belange der Wildnis, seine feine Beobachtungsgabe sind es, die ihn zu etwas ganz Besonderem machen: einem Menschen, der weiß, was uns die Natur schenkt und wie not es tut, sich für sie einzusetzen.

Was mir Fèro während unserer gemeinsamen Wanderungen im Lauf der Jahre erzählte, möchte ich nun weitergeben. Auf dass das Wissen eines der letzten Waldmensen unserer Zeit nicht verloren gehe – und auf dass wir in Fèro vielleicht ein Beispiel dafür sehen können, was jeder Einzelne bewirken kann, wenn er der Stimme in seinem Inneren folgt.



Vom Bauernkind zum jungen Senner und Hirten

Ein Leben mit den Kräften und Gaben der Natur

Wir saßen an seinem schlicht gezimmerten Holztisch neben dem prasselnden Feuer im Herd. Fèro zeigte mir ein Foto, auf das er stolz war. Seine Eltern Guerino und Carmela Valentini, wie sie auf einem von einem Pferd gezogenen Wagen in die Kirche zur Heirat fahren und von dort zur Hochzeitsreise aufbrechen. In seiner gewöhnlich wortkargen Art erzählte er mir immer nur das, was ihm wichtig war. Oft ging es dabei neben manchen lokalen Persönlichkeiten auch und gerade um Kühe, die Kräuter, den Wald und die Wildnis. Darüber konnte er stundenlang erzählen.

Er nahm mich nach unserer ersten Begegnung in seinem Haus immer öfter mit in die Zeit seiner frühen Jahre. Vielleicht hatte er an so manches Kindheitserlebnis seit Jahren nicht mehr gedacht. Oder es gab niemandem, der sich dafür interessierte und in dem er einen Zuhörer hatte.

Fèro schob das Foto, das seine Eltern zeigte, zur Seite. Sein Blick war nach innen gerichtet. Die alte Wanduhr tickte. Ab und zu knarrten die alten Holzböden im Haus.

Ich lehnte mich zurück und wartete, bis er anfang zu erzählen.

Sein Leben begann in großer Abgeschiedenheit von der Zivilisation, mitten in den italienischen Alpen.

„Ich entstamme einer Familie mit acht Kindern. Drei Schwestern und vier Brüder. Ich bin der Erstgeborene. Mein Vater war Viehhändler und einer der besten Kenner des Tales. Aber auch ein Mann, der das Gemeinwesen sehr schätzte, viel Zeit im Dorf verbrachte und die Familie oft vernachlässigte. Es behagte ihm nicht, zu Hause zu bleiben. Aufgrund seiner Ehrlichkeit verlor er oft viel Geld im Handel mit Vieh. Sein Glück lag darin, einen Apfelhain zu kaufen. Die daraus erzielten Erlöse dienten ihm fast zur Gänze, um die Verluste aus dem Viehhandel auszugleichen. Von den Mitmenschen wurde er geachtet. Er folgte seinem Lebensweg bis zum Ende seiner Zeit.

Meine Mutter war eine große Arbeiterin. Sie versorgte den Stall, bereitete für alle das Essen, pflegte meine behinderte Schwester, bis diese mit dreiunddreißig Jahren starb. Auch bestellte sie den Garten, legte Gemüse ein, machte Fruchtaufstriche, trocknete Kräuter und stellte vieles andere mit eigener Hände Kraft her. Bis unsere Diele im Herbst voll von all dem war, was Feld und Hof den Sommer über hergaben. Sie fertigte auch für uns alle unsere Hemden, Pullover und Socken.

Aber ihre größte Arbeit bestand darin, meinem Vater zu dienen. Zwei Jahre, nachdem er verstarb, verlösch auch ihr Lebenslicht. So, wie sie unsere ganze Familie versorgte, hofften wir inständig, dass sie im Paradies für alle Zeiten eine Bleibe fände.“

Fèro war mit seinen Gedanken wieder in der Zeit, als die Menschen in den Alpen noch viel enger mit den Kräften und Rhythmen der Natur verbunden waren als heute. Seine

Kindheit fand zum größten Teil draußen statt – und das sollte sich bis zum heutigen Tag nicht ändern.

Er fuhr fort: „Als ich zur Schule ging, war mein Vater fast nie zu Hause. So musste ich in der Früh vor Schulbeginn zusammen mit meiner Mutter die Kühe melken und noch viele andere Arbeiten im Stall erledigen. Nach dem Unterricht begleitete ich meine Mutter auf die Wiesen, um Heu einzubringen oder die Apfel- und Birnbäume zu pflegen. Im Herbst sammelte ich das Laub, als Einstreu für die Kühe. Danach ging ich nach Hause, um nochmals die Kühe zu melken oder andere Arbeiten im Stall auszuführen. Im Frühling mussten wir Geschwister die Bäume beschneiden, Dung ausbringen und die Wiesen zusammenkehren, ganz ordentlich, wie es auch das Wohnzimmer unseres Bauernhauses war.

Mit meiner Arbeit half ich, die große Familie durchzubringen. Deswegen durfte ich auch nicht länger als fünf Jahre die Schule besuchen.“

Fèro nippte an seinem Tee. Es roch nach den Kräutern des Sommers. Ich stellte mir vor, wie sehr ein einfaches Bauernleben mit den Kräften der Natur von Gerüchen und Düften durchweht ist, die die meisten Menschen heute gar nicht mehr kennen. Wie nahe auch das Leben mit dem Sterben verknüpft ist. Wie sehr die Natur als etwas empfunden wird, von dem der Mensch abhängig ist. – Fèro nahm den Faden wieder auf.

„Immer wieder zog es mich zu den Tierheilern. Das sind oft Angehörige von Familien, die sich seit Generationen auf die Heilmittel der Natur verstehen. So lernte ich den Wert und die Heilkraft der Kräuter schätzen, die zumeist direkt vor der Haustür wachsen. Ich lernte immer mehr dazu und setzte sie alsbald selbst ein: im frischen Zustand oder

getrocknet, um sie zu einem späteren Zeitpunkt zu verwenden, wenn sie gebraucht wurden.

Eines Tages kam der Tierarzt in unser Haus, um die von meinem Vater in der Schweiz gekauften Kühe auf Tuberkulin und Brucellose zu untersuchen. Auch ein neugeborenes Kalb war mit dabei. Es hatte einen aufgeblähten Bauch und war sehr schwach.

Der Tierarzt untersuchte es und stellte fest: ‚Dieses Kalb wird die nächsten zwei Stunden nicht überleben.‘

Ich sagte zu ihm: ‚Dieses Kalb wird nicht sterben!‘

Mein Vater gab aber dem Arzt Recht. Er sagte zu mir: ‚Du siehst doch, wie schlecht es dem Kalb geht. Aber gut. Wenn es wirklich überlebt, kannst du es haben.‘

Ich nahm etwas Gerste, kochte sie eine Stunde lang ein und am Ende gab ich noch Malvenkraut und Wermut hinzu. Ich ließ alles etwa fünf Minuten abkühlen, filtrierte es, goss es in eine Flasche und flößte es dem armen Tier ein. Ich blieb im Stall und wartete auf die Wirkung. Nach zwei Stunden hob das Kalb leicht seinen Kopf und der aufgeblähte Bauch begann sich zu senken.

Es überlebte. Nach einigen Monaten konnte ich es gut verkaufen - und legte mir mit dem Geld mein erstes Motorrad zu.“

Ich musste schmunzeln - hatte ich mich doch dabei erwischt, wie ich innerlich bereits ein Bild vor Augen hatte, das dem Fèro entsprach, der neben mir am Tisch saß. Dem naturverbundenen Menschen aus den Bergen. Dem Kräutersammler. Aber doch nicht dem Motorradfahrer! Seine schlichte, undogmatische Art zeigte mir, dass ich als Zuhörer gut daran tat, einfach zuzuhören. Vielleicht ist das eine der höchsten Künste für uns heutige Menschen.

Mir wurde schnell klar: Auch wenn Fèro die Bergnatur mit der Muttermilch aufgesogen hatte, musste er erst

durch viele Erfahrungen zu dem werden, der er heute ist.

Das Wesen der Natur beobachten und verstehen

„Ich war siebzehn Jahre alt, da zog es mich leidenschaftlich zu den Obstbäumen. Es gefiel mir, sie zu beobachten, und ich überlegte mir, wie ich aus ihrem Wesen heraus Möglichkeiten finden könnte, um sie noch schöner, gesünder und fruchttragender zu machen.

Oft stellte ich mich zwischen die einzelnen Bäume und betrachtete lange jene Zweige, auf denen die schönsten Äpfel wuchsen. Eigenartigerweise befanden sich diese Äpfel oft auf den dünnen, zu Boden gedrückten Ästen. Wenn ich die Bäume stutzte, gewöhnte ich es mir deswegen an, die dicken, nach oben wachsenden Äste auszusondern. Die jungen Triebe des Vorjahres hingegen zog ich mit Seilen nach unten, damit sie mehr Keimlinge entwickelten. Im nächsten Jahr standen sie dann voller schönster Früchte. Wie sagt man doch im Volk: ‚Hegt den Obstbaum und nicht das Holz.‘

Bald bestaunten die benachbarten Bauern meine Obstwiesen und selbst Wissenschaftler des *Landwirtschaftlichen Instituts* von San Michele all’Adige besuchten uns. Doch ungeachtet dieses Erfolges zerschnitt mein Vater eines Tages die Seile an den Bäumen - und beschnitt damit auch mein jugendliches Streben nach Verwirklichung eigener Ideen. Er ordnete mir an: ‚Mach es gleich wie alle anderen!‘

Manche nannten mich sogar einen Narren. Doch eigenartigerweise entwickelte sich meine Methode zehn

Jahre später zum allgemeinen Standard, der bis heute angewendet wird.“

Fèro lächelte. Heute konnte er die Starrheit seines Vaters oder einiger anderer Bauern einfach stehen lassen. Damals mochte er mit dieser Dickköpfigkeit gerungen haben.

„Im Jahr 1955 führte man eine neue Apfelart aus Amerika ein: den *Golden*. In jener Zeit begannen auch immer mehr Bauern damit, in den Obsthainen Kunstdünger auszustreuen. Zuvor gab es ausschließlich natürlichen Dünger, hauptsächlich Viehdung. Eines Tages kamen sogar Chemiker aus Bozen in unser Dorf und sprachen mit den Bauern. Auch mein Vater war anwesend.

Sie fragten mich: ‚Welchen Dünger verwendest du?‘

Ich antwortete: ‚Ich bringe frischen Kuhdung aus.‘

Sie stellten unbeirrbar fest: ‚Das reicht auf keinen Fall aus!‘

Dann begannen sie, die Quadratmeter zu berechnen und wie viele Obstbäume darauf wuchsen. Sie kalkulierten die Anteile an Stickstoff, Phosphor, Kali und die Kleinelemente, die mein Dünger enthielt. Für mich hat er immer vollkommen ausgereicht. Die jahrhundertealte Erfahrung gab dem auch Recht. Aber nach ihrer Berechnung brauchte es auf unseren Wiesen noch weitere 24 Zentner Kunstdünger mit elf Teilen Stickstoff, 22 Phosphor und 16 Kali!

Mein Vater befahl mir, nur mehr diesen Kunstdünger auszustreuen. Statt der vorgeschriebenen 24 Zentner verwendete ich trotzdem ‚nur‘ 18. Irgendwann keimten die ersten Knospen und ich musste feststellen, dass etwas nicht stimmte. Anstelle grüner Blätter kamen braungrüne, eine Folge von Überdüngung.

Mein Vater rief nochmals nach den Fachleuten. Die Wissenschaftler kamen und stellten fest, dass es angeblich

sogar noch an Kunstdünger mangelte. So forderte mich mein Vater auf, mehr chemischen Dünger auszustreuen als bisher.

Das erste Mal im Leben stellte ich mich ihm trotzig entgegen: ‚Wenn ich diese Erde bearbeite, entscheide ich, was zu tun ist. Sonst arbeite ich nicht mehr weiter!‘, rief ich erregt. Er musste das erst einmal so hinnehmen.

Da kam ich auf eine Idee. Ich bereitete zwei Mustersäcke mit Blättern. Einen aus einem benachbarten Baumhain mit Kuhdung und einen aus der chemisch gedüngten Baumwiese. Ich sandte alles an das Laboratorium nach San Michele all’Adige. Nach einem Monat lag das Ergebnis vor. Zu beiden Proben stand dasselbe geschrieben: Mangel an Stickstoff ...

Daraufhin krepelte ich meine Ärmel hoch und begann, auf meinem Obsthain gesunde Erde auszubringen. Meinen Vater überzeugte ich, mit drei ausgewählten Bäumen das zu tun, was er für richtig hielt. Er verstreute daraufhin einen Sack Kunstdünger – und die drei Bäume starben.

Auch auf meiner Wiese verdorrten 33 der schwächsten Bäume. Und als die Zeit der Ernte herannahte, waren die Äpfel der überlebenden Bäume unförmig: entweder zu klein oder sehr groß, oft mit Pilzbefall als Folge der Überdüngung. Für zwei Jahre bedeutete das für uns einen großen Verlust. Erst ab dem dritten Jahr ging es wieder aufwärts, da sich die Wurzeln der Apfelbäume wieder langsam mit jenem gesunden Erdreich verbanden, das ich ausgebracht hatte. Der Boden begann, wieder zu genesen.

Aus dieser Erfahrung lernte ich, dass ein Kenner der Natur jener ist, der mit den Wiesen und Bäumen lebt, der das ganze Jahr über mit ihnen arbeitet. Die eigentlichen Experten sind sogar in Wahrheit die Bäume und ihre

Früchte selbst. Denn sie geben immer klar zu erkennen, was ihnen fehlt.

Es war eine Bestätigung für dieses Erfahrungswissen, als die Wissenschaftler wiederkamen, die uns damals den Kunstdünger aufgedrängt hatten. Sie wollten meine wiedererstarkten Felder begutachten. Immerhin erkannten sie, wie sehr sie sich getäuscht hatten.

Es war eine Torheit der Bauern, sich entgegen alter, bewährter Erfahrungen etwas Fremdes aufdrängen zu lassen.

Ich arbeitete so lange in den Feldern meiner Familie, bis mein jüngerer Bruder Lorenzo mich ersetzen konnte. Ab diesem Zeitpunkt begann für mich ein neues Leben in der Natur. Ich ließ den Alltag des Bauernlebens immer mehr hinter mir und verbrachte so viel Zeit wie möglich in der Wildnis: als Kräutersammler, Naturbeobachter, Jäger, Hirte. Es war mir, als wäre ich zum reichsten Menschen dieses Planeten geworden. Und das ganz ohne Besitz und ohne Geld.

Für was auch? Die Natur gab mir alles umsonst. Die Früchte und Kräuter, die Blumen, das Holz zum Heizen. Also alles Notwendige, um mich zu ernähren und ein gutes Leben zu führen. Es gab sogar eher die Qual der Wahl. Mit meiner Naturverbundenheit musste ich nicht einmal einen eigenen Garten anlegen. In der Wildnis gibt es gesunde Pflanzen und Kräuter in Hülle und Fülle. Wir können sie roh essen oder gekocht. Und essen wir zu viele, gibt es sogar Kräuter, die uns helfen zu verdauen. Auch stehen so viele schmackhafte Pilze bereit.

Waren schon die Pflanzen und Pilze reichhaltig, so galt dies noch mehr für die Fische im nahe gelegenen Tovelsee. Als Jäger ließ ich mir später sogar ab und zu einen Gämsbraten schmecken. Nachspeise waren Fruchtsalate

aus Wald-Erdbeeren, Heidel- und Himbeeren. Die Wildnis verwöhnte mich - und ich lernte jeden Tag dazu.

Eines Tages kam ich einem Bären ganz nahe. Ich beobachtete ihn und erkannte, wie er ganz gezielt die besten Kräuter auswählte. Er aß mit Appetit ‚Bärensalat‘ aus frischen Waldkräutern und holte sich zwischendrin auch immer wieder den ein oder anderen Pilz oder leckere Beeren. Ich blieb dran und schlich ihm nach. So erlebte ich mit, wie er sich geschickt aus dem Bach eine Forelle angelte und sie genussvoll fraß. Er streifte weiter durch den dichten Wald. Ich dachte mir, dass er nun fast schon übersättigt sein müsste. Aber im Dickicht holte er sich tatsächlich noch ein Reh.

Die Seele der Wildnis lachte ihm zu, war zufrieden und gewährte Leben fürs Leben. Und die Geister des Waldes riefen: ‚Verteilt keinem Glückwünsche, ein Bär oder eine Forelle mehr oder weniger machen’s nicht aus! Es gibt für alle etwas.‘“

Fèro schwelgte, wenn er über die Weisheit der Natur erzählte. Aus seiner Stimme sprachen ein immenser Respekt und auch eine Art Dankbarkeit dafür, so vieles erlebt zu haben. Auch dass das Leben ihn so früh schulte, seine Beobachtungsgabe zu schärfen und immer und immer neu zu vertiefen, beschert ihm bis heute ein tief empfundenes Gefühl der Erdverbundenheit, Zufriedenheit und Demut.

Mit Anna auf der Alm - und dann allein unter Kühen, Bienen und Kräutern

Ich fragte ihn nach seinen ersten Erfahrungen mit Frauen. Er schwieg kurz, dann fasste er zusammen.

„In jener Zeit lernte ich ein Mädchen kennen: Anna. Auch sie wünschte sich das gleiche ungebundene Leben in den Bergen und Wäldern wie ich. Wir lebten auf den Almhütten. Aber das Leben in der Natur ist nicht so leicht, wie es vielleicht scheint. Es gehören auch der Respekt vor der Wildnis und eine enge Verbindung dazu. Wie die Zeit dahinging, erlosch in ihr die anfängliche Freude am Leben draußen. Es war ihr zu schwierig, zu mühselig. Irgendwann ging sie wieder arbeiten. – Elf Jahre lebte Anna mit mir. Dann war unsere gemeinsame Zeit vorbei. Meine Welt war nicht ihre Welt.“

Bei dieser Erinnerung wirkte Fèro traurig. Er senkte sein bärtiges Antlitz. Doch ehe ich ihm mein Mitgefühl zeigen konnte, hatte er sich schon wieder gefasst. Er erzählte weiter. Auch wenn er dazwischen immer wieder schwieg, war es für mich so, als erfuhr ich von ihm in den Schweigepausen mehr als von anderen beim Reden.

„Als ich an die dreißig Jahre alt war, lebte ich als Berghirte auf der *Malga Culmei* in der *Brenta*-Gruppe. Ich hatte etwa hundert Kälber und vier Milchkühe zu versorgen. Damals lernte ich, Bergkäse zu machen, und zwar einen weichen, den man bei uns *Taleggio* nennt. Es war eine schöne Zeit. Es bereitete mir viel Freude, Käse selbst herzustellen. Er schmeckte mir ausgezeichnet.

Damals gab es noch keine Elektrozäune, die man heutzutage benutzt, um die Kühe im Zaum zu halten. Meine Tiere waren vollkommen frei. Die Weiden grenzten aber an zwei andere Almen. Dahin durften meine Kälber und Kühe nicht gehen. So musste ich sie also von früh bis spät bewachen. Das hört sich vielleicht leicht an. Aber diese Erfahrung wünsche ich keinem. Es war eine mühselige

Arbeit, die von mir ständige Aufmerksamkeit verlangte. Nach dem Almatrieb löste ich völlig erschöpft die Schuhe von meinen müden Füßen. Doch ich war glücklich.

Im nächsten Jahr beschloss ich, die Alm zu wechseln. Ich wandte mich der *Malga Tuena* im Toveltal zu. Dort ging ich es gemütlicher an. Es gab keine Grenzen, die ich einzuhalten hatte. Ich trieb neunzig Kälber und vier Milchkühe meines Vaters auf die Weidegründe. Das Leben war vollkommen anders. Ich musste jetzt nicht immer bei den Tieren sein. Es war nur nötig, sie vor der Dunkelheit zusammenzutreiben, damit sie nachts bei den Felsen nicht in die Tiefe stürzten. Alles verlief in ruhigen Bahnen. Ich arbeitete als Käser, während mir meine kleinen Helfer – die Bienen – reichlich Honig schenkten.

Ich hatte auch die Zeit, oft auf Kräutersuche zu gehen: Aus Gutem Heinrich, dem Alpen-Milchlattich oder der Brennnessel machte ich mir frischen Tee. Oder ich trocknete sie und legte mir einen Vorrat für den Winter an. Auch Heilpflanzen wie Thymian, Johanniskraut, Frauenmantel, Arnika, Hagebutte, Isländisch Moos und viele andere sammelte ich. Daneben natürlich auch Früchte wie Wilde Erd-, Preisel- und Heidelbeeren, dazu noch Himbeeren, um daraus süße Fruchtaufstriche zu machen.

Außerdem baute ich mir neue Bienenstöcke und kaufte mir fünf Bienenvölker. Als ich sie zur Alm brachte, hatten sie bloß die Waben einer halben Kasette vorbereitet. Mit ihrem Fleiß machten sie sich daran, auch die restlichen zu bauen, und nach wenigen Tagen hatten sie ihr Werk vollendet. Es war für mich eine ganz besondere Freude, einen ‚Tausend-Blumen-Berghonig‘ zu ernten. Am Ende der Saison hatte ich davon an die zweihundert Kilogramm.“

Von der Alm zum Tovelsee

„Es war an einem Herbsttag eines Jahres, an das ich mich nicht mehr genau erinnern kann, als ich beschloss, aus freien Stücken und ohne Not zum Tovelsee zu ziehen, um der einzige Bewohner dieser abgelegenen Gegend zu werden. Ich konnte der normalen Art zu leben keine Freude und keine Freunde mehr abgewinnen. Ein Leben als Kräutersammler, Hirte, Jäger und Waldmensch – das war es, was ich wollte. In der Wildnis ist meine eigentliche Heimat. Ich beschloss, an diesem Ort, am Ufer des abgelegenen Tovelsees, meine restliche Lebenszeit zu verbringen.“

Fèro erzählte mir, dass er dafür natürlich einige Formalitäten erledigen musste. *Ferruccio Valentini, geboren 1948, wohnhaft Tovelstraße Nr. 150.* Der Bürgermeister der Gemeinde Tuenno signierte Fèros Ausweis, ohne daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Hätte er geahnt, ihm damit zu ermöglichen, von Wald und Wildnis aus die Gesellschaft zu betrachten, er hätte möglicherweise nie seine Unterschrift unter das Dokument gesetzt. So aber konnte sich Fèro am Tovelsee – amtlich bestätigt – häuslich einrichten: in einem Haus, das bereits dort stand und das er mit seinem Ersparten kaufte.

Er verabschiedete sich von da an noch mehr von vielen „Wertvorstellungen“ und Wichtigkeiten der Gesellschaft, als er es schon vorher getan hatte. Er übte sich nun darin, „Beobachter der Landschaft und der Zeit“ zu werden. Das war sein innerstes Bestreben.

„Wie bist du dazu gekommen, Tuenno hinter dir zu lassen?“, fragte ich ihn. „Was war der Grund?“

Fèro starrte in die Ferne und schwieg eine kurze Zeit.

„Ein Außenstehender sieht Zusammenhänge und Eigenheiten einer Gemeinschaft mit unbedarfterem Auge als jener, dem inmitten der Masse der Blick verstellt wird“, sagte er.

„Was meinst du?“, fragte ich ihn.

„Viele der Dolomiten-Bewohner sind direkte Abkömmlinge von Bauern oder Hirten, die noch nicht allzu lange verstorben sind. Ihre Lebenseinstellung hat sich mittlerweile so verändert, dass ihnen das Leben ihrer Vorfahren lächerlich und kleinkariert vorkommt. Zwar halten sich in jedem noch frühere Charaktereigenschaften von Bergvölkern, aber als Mensch gibt es heute den ‚Altvorderen‘ so gut wie nicht mehr. Und mit ihm auch nicht mehr die Tugenden früherer Naturverbundenheit.“

Bei Fèro war das anders – und so zog es ihn in die Wildnis. Gerade weil er sich sein Leben lang in den *Brenta*-Dolomiten bewegt hatte, zähle ich ihn zu einem weit oder, besser ausgedrückt, tief gereisten Menschen. Er war auf seinen Wanderungen weiter gekommen, als die meisten anderen. Was bringt ein flüchtiger Aufenthalt in Rom, New York, Tokio oder London, wenn man nicht imstande ist, den Berg oder den Baum vor der eigenen Haustür zu erkennen? Fèro hatte die Bäume in seinem Umfeld erkannt – und umso mehr wollte er immer tiefer in ihr Wesen eindringen. Er war sich seiner Sache sicher.

„Die Frage sollte nie sein: Wie viele Orte sahen wir? Sondern: Wie sahen wir sie? Nicht die entferntesten Reisen bleiben in Erinnerung, sondern die tiefsten!“

Dann fuhr er fort: „Ich wollte noch mehr von der Wildnis lernen, als ich es schon früher tat. Dinge, von denen selbst die Beststudierten kaum mehr Kenntnis erlangen. Meine Werkhalle war der Lebensraum der Bäume und Sträucher. Als Maschinen und Werkzeuge benutzte ich nur meine

Hände. Ich sammelte Kräuter und Pflanzen, um mich davon zu ernähren. Schnell arbeiten musste ich nie, dafür aber beständig. So war meine Zeit immer gut gefüllt.

Ich gelangte zu der Überzeugung, dass mein Leben nicht schlechter ausgefüllt war als das der anderen.

Hin und wieder traf ich Neugierige, Abenteurer, die meinten, das Gleiche im Sinn zu haben. Aber niemand schaffte es über eine längere Zeit, seine Ängste vor den großen Einsamkeiten der Wildnis abzulegen oder gar dem dauernden Fingerzeig der ‚zivilisierten‘ Menschen die eigene innere Aufrichtigkeit entgegenzuhalten. So kehrten sie bald als ‚verlorene Söhne‘ wieder in die Geborgenheit der alltäglichen Geschäftigkeit zurück und wurden zumeist wieder – mit dem gebotenen Mitleid – aufgenommen. Ich war trotz meines abgeschiedenen Lebens immer wieder in Tuenno und bekam einiges mit.

Besonders wenn sich die Rückkehrer, ohne weiter aufzufallen und oft auch resigniert, dem Trott der Alltäglichkeit, manchmal sogar dem Dahinvegetieren in charakterlosen Wohnbauten, einfügten, wurde ihre ‚Eskapade‘ eines freien Lebens in der Wildnis verziehen. So hetzten sie wieder tagein, tagaus in ihre stickigen Büros, folgten den Modeströmungen der Masse, ordneten sich bedingungslos unter. Zwar träumten einige weiterhin davon, wie es ihnen gelingen könnte, aus dem Banalen und Sinnlosen auszubrechen. Aber mit jedem Lebensjahr wurden sie mutloser, bis ihnen irgendwann jegliche Willenskraft abhandenkam.

Und selbst der Altersruhestand, für den man annehmen könnte, dass ab nun freie Zeit in Hülle und Fülle zur Verfügung steht, brachte keine Veränderung. Viele wurden menschen-scheu, missmutig, psychisch krank. Oft beschränkten sie sich – je älter sie wurden – in Gesprächen

darauf, gegen die ‚schlechte und ungerechte Welt‘ zu wettern. Und dies langatmig und ausgiebig. Welch eine Verschwendung des Menschseins!“

Fèro schüttelte den Kopf. Es bereitete ihm fast Schmerzen, über solch traurige Biographien zu reden. „Einige Jahre kochte ich für vorbeikommende Wanderer. Doch ihre Welt war nicht meine Welt. Ich fragte mich: Sollte nicht jeder, der auszieht in die Natur, seine Nahrung selbst erarbeiten? Nahrung für Geist und Seele wie für den Magen? Verpflegt zu werden macht uns träge.“

Im Reich des Bären

Die große Einsamkeit des elf Kilometer von Tuenno entfernten, vollkommen zwischen den Bergen verborgen liegenden Tovelsees zog seit jeher trotz der Abgeschlossenheit vielfältiges Leben an. Archäologen entdeckten am *Dòs del Gianícol* Siedlungen aus prähistorischer Zeit. In der *Intersassa* - einer 120 Meter langen Schlucht - liegen bis heute die Ruinen der Einsiedelei zur *Heiligen Emerenziana (Eremitaggio Santa Emerenziana)*. Es gab immer wieder Versuche, aus dem auf 1178 Höhenmeter liegenden, einen Kilometer langen, etwa 370 Meter breiten und bis zu 39 Meter tiefen See Profit zu schlagen. Ein Riesenhôtel sollte entstehen und das Flüsschen *Tresenga*, das aus dem engen Tal herausbricht, sollte für ein Elektrizitätswerk verbaut werden. Doch aus irgendwelchen seltsamen Zufällen gelang dies alles nicht.

Der Widerschein der wie in einem Amphitheater um den See stehenden Lärchen, vermischt mit gelb-orange werdenden Laubbäumen, lässt das Wasser des Tovelsees im

Herbst mehr als anderswo fast unnatürlich „brennen“. Knorrige, riesige Fichten vergegenwärtigen dem aufmerksamen Besucher, wie klein menschliche Wesen gegenüber solchen stillen Giganten sind. Hunderte verworrener Äste strecken sich wie menschliche Arme aus. Das Wasser scheint die Geschichten aus längst vergangenen Zeiten zu speichern und wird zu einem Spiegelbild für die geöffneten Seelen der Naturverbundenen.

Der kleine Tovelsee wird von den mächtigen Felslandschaften des *Sas Rós*, *Sasso Alto* und der *Pietra Grande* umrahmt. Fèro war hier in Wahrheit nicht der einzige Bewohner. Seit Menschengedenken gehört das Toveltal vor allem den Braunbären. Es gibt ein *Val de l'Ors*, das *Bärental*, und die *Busa de l'Órsa*, die *Höhle der Bäarin*, sowie oberhalb des Sees das *Ciasa de l'Ors*, das *Haus des Bären*.

In kollektiver Erinnerung der Einheimischen ist das archaische Erlebnis des Antonio Slanzi aus Vermiglio, der 1851 in der Nähe des Tonalepasses auf einen Bären schoss. Dramatisch berichten die alten Chroniken: „... aber die nur leicht verletzte Bestie springt ihm auf die Schulter. Er lässt sein Gewehr fallen, und umarmt von titanischen Kräften ihres massigen Körpers verhindert er noch mit seinem an ihre Schläfen gepressten Kopf den Gebrauch ihrer Zähne. Gemeinsam rollen sie den Abhang hinunter, wobei es ihm gelingt, aus seiner Tasche ein Messer zu ziehen, um den Bären damit zu töten.“ Solche Heldentaten werden bis heute überall im Volk immer wieder lange und ausgiebig erzählt. Die Anekdote endet so: „Er verliert ein Auge, sein linker Arm wird durchbohrt, ihm werden schwere Verwundungen im Gesicht zugefügt und bald danach stirbt er.“

Hier handelt es sich um eines der wenigen „Erfolgserlebnisse“ eines Bären gegenüber dem Menschen. Die Annalen vermerken, dass es Domenico Ramponi aus Carciato im *Val di Sole* zwischen 1820 und 1840 gelang, ganz allein 49 Bären zu erjagen. Das bezieht jene Tiere gar nicht mit ein, die er gemeinsam mit anderen Jagdkollegen erlegte.

Von Luigi Fantoma aus Strembo, von allen *König von Genova* genannt - nach dem Genovatal, in dem er sich vornehmlich aufhielt -, wird stolz berichtet, er habe in 34 Jagdjahren 1430 Auerhähne, 405 Gämsen und 20 Bären zur Strecke gebracht. Darstellungen seiner Taten kursierten selbst bei höchsten politischen Würdenträgern. Andere Jäger kamen auch an derartige „Leistungen“ heran, waren jedoch weit bescheidener in ihren Berichten oder hörten irgendwann mit dem Zählen auf.

Geschichten über die Gegend des Tovelsees gibt es einige. Den Kindern wird gern eine Heiligensage erzählt. Jene des Eremiten Romedius aus Coredo im Nonstal, der im 5. Jahrhundert lebte und wirkte. Kurz vor seinem Tod wünschte er eine Reise nach Trient zu Bischof Vigilius, einem ebenfalls später heiliggesprochenen Märtyrer, zu unternehmen. Freunde hatten schon des Einsiedlers alten Klepper gesattelt, als sie zu ihrem Entsetzen mitansehen mussten, wie das am Waldrand angekettete Tier von einem Bären zerfleischt wurde. Ohne zu zögern - so berichtet die Legende - soll Romedius demselbigen kurzerhand das Sattelzeug aufgebürdet und auf des Bären Rücken, begleitet von einer Heerschar munter zwitschernder Vögel und viele Wunder wirkend, seine Pilgerreise nach Trient unternommen haben. Dort hätten dann aus Hochachtung des „Sieges der Menschen über die Natur“ alle Kirchenglocken geläutet. Die Heldentat hat sich tief in das

gemeinsame Gedächtnis aller eingepägt. An dem ihm gewidmeten Wallfahrtsort *Romedio* hielt man sogar viele Jahrhunderte lang zur Erinnerung an diese Geschichte Bären in einem Verlies.

Fèro lebte an dem Ort, an dem seit langen Zeiten Wildtiere und Menschen in einem engen Verhältnis miteinander verbunden waren - wenngleich dieses eher von Kampf als von Miteinander oder gar Wertschätzung geprägt war. So war absehbar, was kommen sollte. Im Jahr 1888 wurden im Toveltal noch fünf Braunbären erlegt. Zwischen den Weltkriegen war es dann allerorten gelungen, den Bären auszurotten.

Doch irgendwann setzte ein Umdenken ein - es wurde erkannt, wie viel zerstört war, auch an alten Waldflächen. Die Behörden erlaubten es, Bären aus anderen Regionen wieder in den *Brenta*-Dolomiten auszuwildern. So wurde der Braunbär im Toveltal wieder heimisch. Heidelbeeren, Pilze, Kräuter, Honig, Fische und manch schwaches Tier fand er dort reichlich vor.

Auch Fèro sehnte sich danach, von dem zu leben, was ihm die Natur zur Verfügung stellte. Das waren Beeren, Pilze, Kräuter, Honig, Fische und Wild ...

Er erzählte weiter: „Mit viel Liebe zimmerte ich mir einige Bienenstöcke aus bunt bemalten Holzkisten. Wenn ich die Bienen und ihre Arbeit beobachtete, lebte ich mehr und mehr mit ihnen. Ich vergaß das Leben in der Zivilisation und damit das Unwichtige des so genannten großen Weltgeschehens. Dagegen lernte ich, wo die Bienen ihren Nektar holen, um dem Honig den Geschmack von Erika, Alpenrose oder ‚Wald‘ zu geben. Ich wollte die Geheimnisse des Honigs erkennen, aus den Blüten der Pflanzen das Warum und Wie der Millionen Jahre alten Gemeinschaft zwischen Bienen und Blumen herausfinden.

Allein mit dieser Frage können wir unser Leben sinnvoll bereichern.

Als ich mich schließlich daranmachte, meinen Honig zu ernten, bot sich meinen Augen ein Bild der Verwüstung. Ein Bär war mir zuvorgekommen und hatte mir den ganzen Honig weggenommen. Nun, die Natur nimmt, die Natur gibt!“

Fèro sagte das ganz ohne Groll.

„Jeder Stich einer Biene regte mich zu mehr Kraft an. Jeder Sturz und jede Wunde bringt einem Pionier Erfahrung und schweißt ihn mit der Natur zusammen. Wie kleinmütig wirken da die modernen ‚Schmerzen‘ und Sorgen in den Städten. Ist es nicht so, dass sie bei näherem Hinschauen oft um unwichtige Dinge wie Statussymbole und Eitelkeiten kreisen? Und das vielleicht ein ganzes Leben lang?

Im Lauf der Zeit wurde ich mir über die Gründe meines Ausstiegs immer bewusster. Ich lebte am Tovelsee zwar noch mit der Gesellschaft verbunden, aber doch so weit entfernt, um nicht von ihr beherrscht zu werden. Ich kam mir vor, als bildete ich dort einen aus dem See herausragenden Felsen. Von allen zwar noch irgendwie beobachtbar und doch unabhängig und frei.

Jäger und Freund der Gämsen

Wenn Fèro sich mit mir aufmachte, in die Wälder zu gehen, kleidete er sich vornehm. So als stünde wichtiger Besuch an. In dieser ihm ganz eigenen Art bildeten seine naturfarbenen Kleider, seine klobigen Schuhe und sein stets blumenbesteckter Hut einen deutlichen Kontrast zur